

Eva

Ich bin eine Frau wie Du. Wir versuchen tief durchzuatmen und haben das Gefühl, es wäre nicht ausreichend Sauerstoff in der Luft. So sehr wir uns auch wünschten wieder frei atmen zu können, so recht wäre es uns auch, auf der Stelle „heimgehen“ zu dürfen.

Ich möchte Dich in Deinem Schmerz trösten, denn ich kenne ihn auch all zu gut. Er ist beinah zu meinem Lebensgefährten geworden. Wir sind nämlich seit sechs Jahren zusammen. Ich und mein Schmerz. Mein Schmerz und ich. Immer unzertrennlich und Hand in Hand.

Du schüttelst mit dem Kopf und schreist: „Ich kann ihn nicht ertragen!“

Heute noch nicht, aber eines Tages lernst Du, mit ihm zu leben. Ihr werdet gute und schlechte Zeiten miteinander haben, wie es in einer Beziehung so ist. Ich weiß es!

Du glaubst es mir nicht?

Dann werde ich Dir meine Geschichte erzählen. Sie hat kein „Happy End“. Nicht, weil es keins gibt, sondern weil es das jetzt NOCH nicht gibt. Ich will Dich nicht entmutigen, denn es ist etwas positives daran, da mein Buch heute noch nicht zu Ende geschrieben ist. Vielleicht werden wir uns in ein paar Jahren wieder treffen und dann wirst Du vom schönsten „Happy End“ lesen, von dem Du je gehört hast. Aber nicht nur das! Auch DU wirst bis dahin wieder lächeln und sagen können: „Ich habe es auch geschafft!“. Und jetzt lade ich Dich ein, mich durch die schönsten und die schlimmsten Momente meines Lebens zu begleiten.

Wir waren seit Jahren glücklich verheiratet. Die Liebe in uns wuchs und wuchs. Eines Tages wurde uns etwas ganz klar. Entweder verbrennen wir, oder wir teilen dieses schönste Gefühl der Welt nicht nur mit unseren Haustieren, sondern auch mit unseren Kindern. Wir wünschten uns eine große Familie. Es sollte ALLES perfekt sein! Wir wollten die Fehler unserer Eltern oder Bekannten nicht wiederholen. Wir wollten nicht improvisieren, sondern richtig vorbereitet sein. Also fingen wir an zu sparen. Wir arbeiteten oft vierzehn Stunden täglich, fuhren nicht in Urlaub und gingen nicht aus.

Nach sieben Jahren des Zusammenlebens heirateten wir, denn wir wollten eine „richtige“ Familie sein und gaben uns das „Ja-Wort“ in den USA. Das Land faszinierte uns schon immer. Drei wunderschöne Wochen verbrachten wir dort und lebten wie die „Reichen und die Schönen“. Unser Kind sollte eines Tages einen besonderen, amerikanischen Vornamen bekommen.

Als wir zurückkamen, kauften wir uns ein Haus mit vier Kinderzimmern, weil wir uns mindestens drei Kinder wünschten. Es war praktisch. Unser Heim sollte natürlich fertig eingerichtet sein, bevor ich schwanger würde. Das schönste und das hellste Zimmer wählten wir zum Kinderzimmer aus. Der Ausblick war wunderschön, denn das Haus lag mitten im Grünen. Schließlich sollten unsere Kinder ge-

sund aufwachsen, fern von Abgasen und Lärm. Als das Haus fertig war, stellten wir unsere Ernährung um. Gewissenhaft nahm ich Folsäure, mein Mann hörte mit dem Rauchen auf und Alkohol war tabu, um die Spermienqualität nicht zu beeinträchtigen. Zwei Jahre vor der Familiengründung schleppte ich alle Elternzeitschriften an, die es auf dem Markt nur gab. Ich wusste ALLES. Mein Mann wusste ALLES. Wir waren bereit!

Aber unser Wunschkind ließ auf sich warten. Die Monate vergingen, was am Anfang schön war, wurde zum Alptraum. Warten, hoffen, enttäuscht sein. Monat für Monat endete mit meinen Tränen. Die beruhigenden Worte meines Mannes halfen nicht wirklich, denn ich wollte nicht geduldig sein! Ich wollte unser Baby jetzt und sofort! Ich war doch bereit!!!

„Warte doch.“

„Nein!“

Ich hasste es, zu warten! Was nun? Ich schleppte wieder Literatur an, diesmal alles zum Thema „Künstliche Befruchtung“. Ich war so mit dem Lesen beschäftigt, dass ich nicht bemerkte, wie meine Regel aussetzte. Auch am Schwangerschaftstest sollte nicht gespart werden. Schließlich haben wir acht Monate warten müssen! Wenn ich heute bedenke, dass andere Frauen acht Jahre lang warten...

Die Freude war riesig als ein kleines Wesen in mir zu wachsen begann. Wir waren so glücklich und so stolz. Mein Mann trug mich auf Händen und begleitete mich zu jeder Untersuchung. Als ich von morgens bis abends mit der Übelkeit kämpfte, ertrug er meine schlechte Laune ohne ein Wort. Wenn ich mein aufgedunsenes Gesicht nicht mehr im Spiegel sehen konnte, fand er mich immer noch wunderschön. Ich fühlte mich schlecht, aber ich dachte, es gehört dazu. Als ich kaum mehr einen Schritt machen konnte ohne das Gefühl zu haben, ohnmächtig zu werden, fuhren wir wieder zum Arzt. Es war eine schreckliche Stille...

Nach drei Monaten war unser Krümelchen zu Gott zurückgekehrt. Wo ist es schöner als „Daheim“? Nirgends! Das Gepäck welches ES mit sich trug war sehr groß. Es war ein Koffer voller Liebe. Wir trauerten und beteten. Ich war ein halbes Jahr lang in ärztlicher Behandlung, weil ich mit unserem Verlust nicht klarkam und der Krankenhausaufenthalt schlimme Spuren in mir hinterlassen hat. Mit der Einfühlbarkeit meines Mannes fand ich meine innere Ruhe und Zuversicht ohne Medikamente wieder. Die Obduktion ergab, obwohl das Herzchen unseres Kindes aufgehört hatte zu schlagen, dass alles in Ordnung war. Wir fühlten uns mit unserem Schmerz allein gelassen und dachten: „Etwas Schlimmeres gibt es nicht!“. Wie haben wir uns damals geirrt...

Erst nachdem wir unser Krümelchen losgelassen hatten, wurde uns unser größter Wunsch erfüllt und wir durften unser heiß ersehntes Kind auf seinem Wege zu uns

begleiten. Die Schwangerschaft verlief diesmal problemlos. Wir lebten von einem Tag zum anderen. Unsere Angst war größer als die Freude.

Eines Tages hielten wir in unseren Armen ein wunderschönes, gesundes, nach Liebe hungriges Baby. UNSERES! Unser Sohn wog 4000 g, war 51 cm groß und erreichte Apgar-Werte von 10:10. Es war der schönste Tag unseres Lebens. Wir waren so dankbar. Die kleinen Augen gaben uns Zuversicht. Sie schauten uns an und sprachen: „Hey! Habt keine Angst, ihr schafft das schon, denn ich brauche nicht viel. Das, was ich brauche, das habt ihr, es ist eure Liebe!“

Die Tage vergingen. Unser Sonnenschein badete sich schon seit acht Monaten in unserer Liebe. Wir dachten, dass sich nichts unserem Glück in den Weg stellen könnte, aber wir hatten falsch gedacht. Eines Tages bekam ich die Diagnose: „Sie haben Brustkrebs“ was uns aus unserer heilen Welt erwachen ließ. Es war eine schreckliche Zeit. Die Angst nahm uns die Luft zum Atmen. Die Vorstellung, jetzt wo wir so glücklich waren, gehen zu müssen und meine beiden Männer alleine zu lassen, löste in mir Panik aus. Mein Mann stand mir Tag und Nacht bei und gleichzeitig versorgte er unseren Sohn. Wir nutzten unsere Zeit miteinander noch intensiver als wir es eh schon taten. Die Operation verlief gut und obwohl mein Tumor schon zwei Zentimeter groß war, war er gutartig.

Jetzt wird alles gut! Das war es auch, bis zu dem Tag an dem mir mein Mann verkündete, dass er ca. 500 km weit entfernt von zuhause arbeiten müsste und wir demnächst umziehen würden. Die Wochen mit meinem Kind, aber ohne meinen Mann vergingen langsam. Wir haben ihn schrecklich vermisst. Nur an den Wochenenden konnten wir eine richtige Familie sein. Wir beide litten unter diesen Umständen sehr, aber unser Sohn am meistens, denn er liebte seinen Papa abgöttisch. Schließlich war er derjenige, der ihm, als er noch in meinem Bauch war, zärtliche Worte zugeflüstert hatte. Er war es, der ihn wochenlang auf seinem Arm trug, als er Dreimonatskoliken hatte. Er hatte vom ersten Monat nach seiner Geburt mit ihm zusammen in der großen Badewanne gebadet. Er war nachts aufgestanden und hatte ihn getröstet, damit die Mama ungestört schlafen konnte, um die Kraft für den nächsten Tag zu haben. Er konnte stundenlang ruhig dasitzen und ihn auf seiner Brust schlafen lassen. Er war dabei, als der Arzt ihn mit den Impfungen quälte. Der Papa war immer für ihn da. Der Papa war sein „Ein und Alles“. Und jetzt sollte er auf einmal weg sein? Trotz, Frust und Tränen waren die Folge. Ich hatte versucht, alles mit meiner Liebe abzufangen, aber es reichte nicht aus, weil die zweite Hälfte fehlte. Ich nahm mir viel Zeit für unseren Sohn. Er war sehr früh mobil und nahm mehr von seiner Umgebung wahr als es seinem Alter gerecht gewesen wäre. Wir besuchten eine Krabbelgruppe und trafen uns mit anderen Müttern. Zuhause machten wir es uns gemütlich, schmusteten sehr viel, spielten miteinander und telefonierten täglich mit dem Papa, damit er in

den fünf Tagen nichts aus unserem Alltag verpasste.

Aber es gab auch schlimme Zeiten, als wir beide gleichzeitig krank waren. Ich hatte keine Unterstützung, weder von meinen Eltern noch den Schwiegereltern. Da ich nächtelang kaum geschlafen hatte, war ich übermüdet und gereizt. Meine Nervosität bekam mein Kind leider in meinem Verhalten zu spüren. Als mein Sohn sich eines Tages über Stunden hinweg nicht beruhigen ließ und die Ärzte keinen Rat wussten, stieg mein Mann einfach ins Auto und raste über die Autobahn, um schnell bei seinem Kind zu sein. Unserer Schatz beruhigte sich binnen weniger Minuten auf der Brust seines heiß geliebten Papas. Nach zehn Monaten des Getrenntseins wussten wir, dass wir schnellstens etwas ändern mussten.

Wir verließen unser Heim und zogen in die Nähe der Arbeitsstelle meines Mannes. Die Umgebung, die Leute und ihre Mentalität waren fremd, aber wir waren endlich wieder zusammen und nur das zählte. Der Anfang war sehr schwer, aber ich gab nicht auf. Nach ein paar Monaten wurden wir von den „Einheimischen“ aufgenommen und akzeptiert. Es waren mehrere wunderbare Familien, deren Kinder immer im Mittelpunkt standen. Da waren wir gut aufgehoben und fühlten uns sehr wohl. Die Mütter und Väter unterstützten sich Tag und Nacht bei der Erziehung ihre Kleinen. Die Kinder spielten, aßen und badeten zusammen.

Unser Sohn genoss seine nun wunderbare und sorglose Kindheit in vollen Zügen. Er war ein Sonnenschein, der alle Leute in seine Bahn zog. Er liebte die Menschen, die Tiere und alle liebten ihn. Er war ein Kasper wie seine Mutter und bedacht wie sein Vater. Er hatte es einfacher im Leben als manch ein anderes Kind, weil er die Gabe besaß, auch auf Umwegen sein Ziel zu erreichen. Er war ein wunderschöner Junge. Er lächelte fast immer. Seine blauen Augen strahlten alle an. Er war ein sehr aufgewecktes, einfühlsames und sensibles Kind. Er half den Kleineren, teilte alles mit den anderen Kindern und zauberte bei Kranken ein Lächeln auf den Lippen. Es bedeutete ihm mehr, etwas zu schenken als es zu bekommen. Er füllte unser Heim mit übermenschlicher Liebe. Wir lachten morgens, mittags und abends. Er war ein Feinschmecker und lobte jede Mahlzeit. Je ausgefallener sie war und je mehr buntes Gemüse es zu finden gab, desto größer war die Freude. Bücher bedeuteten ihm sehr viel. Am Tag las ich sie ihm in einer Sprache vor und am Abend mein Mann in einer anderen. Er war sehr naturverbunden und redete mit Pflanzen, Tieren und Insekten. Er liebte alle Entdeckungsausflüge mit seinem Papa. Er verabschiedete sich von ihm vor der Arbeit und begrüßte ihn mit einem Küsschen wenn er zurückkam, unabhängig davon, wie beschäftigt er gerade war. Der Papa war der Beste. Er war immer für seinen Sohn da. Die beiden hatten eine starke Bindung zueinander, verbrachten sehr viel Zeit miteinander und waren unzertrennlich. Mein Mann unterstützte mich in jeder Hinsicht. Ich konnte mir keinen besseren Ehemann und Vater für mein Kind

vorstellen. Ich war sehr stolz auf meine beiden Männer. Am schönsten waren die Momente, wenn wir es uns zu dritt auf dem Sofa gemütlich machten, uns aneinander kuschelten und in die Augen schauten. Es war ein sehr inniges Gefühl. Das Band das uns zusammenhielt war so stark. Wir waren ein Team in guten wie in schlechten Zeiten.



Aber wir hatten auch Angst. Unser Kind war anders. Wir sahen das, aber laut ausgesprochen haben es immer Fremde. Viele nannten ihn einen Engel. Er war zu perfekt und zu gut für diese Welt. Er vermittelte uns das Gefühl, als hätte er es immer eilig gehabt. Er war wissbegierig, lernte schnell, merkte sich alles und wiederholte seine Fehler nie. Er hatte keine Zeit zum Schlafen. Ins Bett zu gehen war trotz Rituale ein Horror. Er wehrte sich manchmal bis Mitternacht, um nicht einschlafen zu müssen. Unsere Nähe gab ihm Sicherheit und Geborgenheit, aber den Schlaf selbst empfand er wohl als eine Zeitverschwendung.

Er war nie ernsthaft krank. Umso mehr kam unser Leben ins Wanken, als der Arzt einen Hodenhochstand diagnostizierte. Die Angst vor der Vollnarkose saß uns im Nacken. Unser Sohn war nicht mal zwei Jahre alt, aber mit Gottes Unterstützung hatten wir es wieder Mal geschafft. Nach diesem Ereignis hatte unser Sohn aber eine panische Angst vor Ärzten, die auch später nicht mehr nachließ. Er erholte

sich schnell und lachte wieder über das ganze Gesicht. Wir waren übergücklich, dass wir ein so besonderes Kind haben durften und wollten mehr davon. Am besten noch zwei oder drei. Wir machten uns Sorgen, wie unser Sohnmännchen mit einem Geschwisterchen zurechtkommen würde, aber dann erinnerten wir uns an die Liebe. Das war es doch! Er wird den kleinen Menschen lieben, es kann gar nicht anders sein. Bald wurde ich schwanger. Gott meinte es gut mit uns und ich fühlte mich auch sehr gut. Alle in unserem Freundeskreis hatten schon zwei Kinder, wir waren die Letzten. Dieses Ereignis wurde groß gefeiert. Aber die Freude hielt nicht allzu lange an. Nach zwei Monaten entschied sich unser Baby für die Rückkehr. Das Herzchen hörte wieder einmal ohne erkennbaren Grund auf zu schlagen. Diesmal wurde ich ambulant operiert. Meine beiden Männer lenkten sich an dem Tag mit Eisessen ab. Zuhause kuschelte sich unser Sohn unbewusst an meinen leeren Unterleib. Er gab mir Kraft, weiterzumachen. Trotz der Traurigkeit lächelte ich ihn an. Ich dachte an die letzten Worte des Arztes:

„Seien sie froh, dass sie zu Hause schon jemanden zum Schmusen haben. Viele Frauen haben das Glück nicht.“

Er hatte so Recht. Ich kam schnell zu mir und dachte, es wird schon klappen. Man sollte Zuversicht in Gottes Handlung haben. Wir haben ein besonderes Kind, andere haben keins. Drei Monate später wurde unserer Glaube so schlagartig und intensiv erschüttert, dass nur ein Häufchen Asche davon übrig blieb. Es traf uns wie ein Blitz aus dem heiterem Himmel.

Wir wachten morgens auf und ich bemerkte, dass unser Schatz beim Gehen ein Beinchen nachzog und leicht humpelte. Ein paar Stunden später stellte ich fest, dass er, um seinen Trinkbecher hochzuheben, nur die linke Hand benutzte. Die rechte Hand wurde immer mehr zur Faust und hing einfach so rum. Ich fragte ihn, ob er Schmerzen hat. Nein, hatte er nicht. Ich wusste, dass während wir uns am Vortag jagten, mein Sohn ausgerutscht und auf die rechte Seite gefallen war. Aber er hatte nicht geweint. Er war aufgestanden und weitergerannt. Es ließ mir keine Ruhe und mein Mann war auch der Meinung, dass wir zum Arzt sollten. Ich dachte mir nichts Böses, schließlich wusste ich ja, woher es kam. Ich wollte nur sicher gehen, dass unserem Schatz wirklich nichts fehlte. Als der Arzt meinem Sohn beim Gehen zusah, gefiel mir sein Gesichtsausdruck gar nicht. Er ging raus und musste kurz telefonieren. Nach ein paar Minuten waren mehrere Ärzte um uns herum. Sie gaben mir keine Auskunft bis auf:

„Wir machen eine Röntgenaufnahme und Ultraschall, um festzustellen, ob mit der Hüfte alles in Ordnung ist“.

Mein Sohn hatte vor den Ärzten eine panische Angst. Ich betete, er möge es durchhalten. Mir erschien alles zu stressig und übertrieben. Die Atmosphäre war ange-

spannt, und das übertrug sich auf meinen Kleinen. Es folgte eine Untersuchung nach der anderen. Mein Kind weinte und suchte Schutz bei mir. Er hatte Schmerzen beim Ultraschall und wollte weg. Er wollte zu seinem Papi, aber es ging nicht. Er bekam Hunger und durfte nichts essen. Wir waren schon vier Stunden da. Ich zitterte am ganzen Körper, als die Ärzte auf eine Kernspintomografie unter Vollnarkose bestanden, um innere Kopfverletzungen auszuschließen.

„Die Hüfte ist in Ordnung. Wir müssen weitersuchen, aber es sieht nicht gut aus“, hieß es. Was meinten sie damit bloß? Mein Sohn schrie und wehrte sich, als sie ihm die Vollnarkose gaben. Ich zweifelte an mir als Mutter und wusste nicht, ob ich richtig handle. Vielleicht sollte ich mein Kind einfach aus den Krallen der wissbegierigen Ärzte herausreißen und weggehen. Aber es war zu spät. Mein Sohn lag so hilflos da. Ich durfte bei ihm bleiben, aber ich konnte seinen Anblick kaum ertragen. Er sah aus, als wenn er... Ich schreckte auf, als er während der Untersuchung aus der Narkose aufwachte, sich mit den ganzen Schläuchen hinsetzte und „Mami“ schrie. Die Ärzte entschuldigten sich, sie wollten nicht allzu viel von dem Narkosenmittel spritzen. Ich war der Ohnmacht nah. Es dauerte eine Ewigkeit. Ich drohte durchzudrehen, als ich zusah wie mein Kind während der Narkose hustet und würgt. Ich betete, dass er mir nicht am Erbrochenen erstickt. Endlich tat sich etwas. Der Oberarzt kam auf mich zu und sagte ein paar Sätze zu mir. Ein paar Sätze, die mich zu Boden sinken ließen:

„Es sieht sehr schlecht aus. Ihr Junge hat etwas im Kopf, das nicht dahin gehört und es ist verdammt groß. Die Lage kann dazu nicht schlimmer sein. Der Tumor liegt mitten im Stammhirn, damit ist er inoperabel“.

Mir wurde schwarz von den Augen. Was meint er damit? Ich weiß nicht mehr, wie oft ich der Schwester eine falsche Telefonnummer von meinem Mann gab. Ich wusste nur noch den Namen der Firma. Ein paar Minuten später platze mein Mann kreidebleich ins Krankenhaus hinein. Er verstand die Welt nicht mehr und erschrak, als er uns beide sah.

Die Vorbereitungen für eine lange Reise in eine Spezialklinik liefen auf Hochtouren. Ich musste nach Hause und unsere Sachen packen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich es bewältigt habe. Mein Kleiner und ich waren am Ende. Seit zwölf Stunden hatten wir nichts gegessen. Er war apathisch und seine Augen sehr traurig. Während der Fahrt mit dem Krankenwagen, kuschelte er sich an mich und weinte leise. Dieser Anblick brachte mir das Herz! Ich hatte wahrscheinlich noch mehr Angst als er und mein Mann zusammen, aber ich war eine Mutter und ich musste für mein Kind stark sein. Egal was kommt. Und es kam etwas, das man nur in einem Drama zu hören bekommt:

„Der Tumor ist schon zwei Zentimeter groß und drückt bereits auf die Nerven, was die Lähmung der rechten Körperseite zur Folge hat. Bald wird er das Atemzen-

trum zerdrücken. Ihr Sohn hat noch ca. sieben oder acht Tage zu Leben“.

Wir glaubten dem Oberarzt kein Wort. Wir nahmen die verordneten Medikamente, verließen am nächsten Tag die Klinik und der Alptraum nahm seinen Lauf. Wir suchten Hilfe auf der ganzen Welt und bekamen überall das Gleiche zum hören. Die Zeit lief uns davon. Wir stellten bei unserem Sohn keine Verschlimmerung fest. Wir waren und handelten im Schock. Unser Freundeskreis stand uns bei und suchte auch nach Hilfe. Außer unserem Sohn aß und trank keiner von uns. Er war sehr verunsichert, weil ich meine Tränen nur mit Mühe zurückhalten konnte. Mein Mann war stärker als ich. Er war schon immer ein Optimist. Als der neunte Tag vergangen war, ein Tag an dem unser Sohn angeblich nicht mehr hätte leben sollen, sagte mein Mann zu mir: „Wir schaffen es. Wir bringen ihn mit unsere Liebe durch“. Ich glaubte meinem Mann, weil er mich in all den Jahren nie enttäuscht hatte. Er war von nun an Tag und Nacht da und ging nicht mehr arbeiten. Unser Schatz genoss unsere Zuwendung und die bedingungslose Liebe, die ihm zuteil wurde. Aber schon bald durchschaute er uns und merkte, dass irgendetwas nicht stimmte. Wir hatten uns selbst verraten. Er durfte Sachen, die er früher nicht durfte. Er bekam ohne einen Anlass von allen Seiten Geschenke, übertriebene Aufmerksamkeit und empfand keine Freude mehr. Schon bald beschimpfte er mich für einen angeblich falschen Trinkbecher, weil er ihn nicht mit der rechten Hand hochheben konnte. Er beschwerte sich über eine zu enge Jacke, die ihn daran hinderte, eine Tür zu öffnen. Die Schuhe waren doof, weil man in denen nicht laufen kann. Er wollte keine Kinder mehr um sich haben und auch nicht nach draußen gehen, weil er die bemitleidenswerten Blicke nicht mehr ertrug.

Er wollte nicht gefüttert werden, obwohl er wusste, dass er allein nicht mehr essen konnte. Es war die Hölle, mein eigenes Kind so leiden zu sehen und ihm nicht helfen zu können! Von einem Tag auf den anderen wurde sein bildhübsches Gesicht gelähmt. Es wurde ihm damit das Lachen und die deutliche Aussprache genommen. Er geriet in Panik. Jetzt konnten wir nur noch erraten, was er wollte. Die rechte Hand hing nur noch da und war nicht mehr zu gebrauchen. Das rechte Bein konnte das Gewicht seines Körpers nicht mehr tragen. Unser selbstständiges Kind konnte nichts mehr alleine bewältigen. Er war deshalb frustriert und deprimiert. Wir erklärten ihm, dass sein Füßchen zwar im Moment schwach sei, aber bald würde es wieder gesund sein. Er glaubte uns, so, wie ich meinem Mann glaubte. Wir hatten ihn nämlich noch nie enttäuscht.

Während seine Freunde draußen unbeschwert spielten und er ihre fröhlichen Stimmen kaum ertrug, lebten wir in einer anderen Welt und bekamen von außen nichts mehr mit. Wir kuschelten, wir schmusten, wie badeten zusammen, aber er lachte nicht mehr. Er genoss die Nähe, aber als er eines Tages feststellte, dass er weder

alleine laufen noch sitzen konnte, fing er an, nach uns zu schlagen und zu kratzen. Er konnte seine Angst und Hilflosigkeit nicht mehr anders zum Ausdruck bringen. Er suchte Trost bei seinen Stofftieren. Sie lagen um ihn herum und er schaute sie an und weinte leise. Unsere Herzen zerbrachen vor Schmerz, als wir uns an unser einst wunderhübsches und selbstständiges Kind erinnerten und jetzt ein behindertes, unglückliches Kind ansahen. Ich sagte zu ihm:

„Schatz, Du wirst bald gesund. Mami und Papi sind hier bei Dir, hab keine Angst“. Er hörte aufmerksam zu und plötzlich schüttelte er sein Köpfchen und zeigte uns so ein: „Nein“.

Wir erschrakten zutiefst, weil er sich aufgegeben hatte. Wir gaben aber nicht auf! Die Ärzte irrten sich. Es vergingen beinahe zwei Monate und unser Sohn lebte noch! Ja, Du hast richtig gelesen: Es waren zwei Monate vergangen, nicht Wochen! Wir waren so froh, dass er wenigstens von physischen Schmerzen verschont war. Als die Lähmung aus dem Gesicht und dem Füßchen immer mehr verschwand, lächelte uns unser Sohn stolz an. Obwohl er so klein war, wusste er instinktiv, dass er üben musste. Wir sahen zu, als er auf dem Rücken lag und in der Luft mit den Beinchen Fahrrad fuhr. Er redete auch viel mit seiner gelähmten Hand und zwang sie, große Spielsachen zu nehmen. Wir atmeten auf und entspannten uns etwas. Es ging vorwärts. Aber schon bald kam ein neues Problem auf uns zu. Unser Sohn verweigerte auf einmal die Nahrung und das Trinken. Alles was er zu sich nahm, erbrach er wieder. Er verlor schnell an Gewicht und wir gerieten wieder in Panik. Er klagte auch immer wieder über Kopfweg. Wie einem Vögelchen gaben wir ihm tropfenweise Wasser mit einer Kanüle. Er behielt es.

Die Ärzte konnten nichts tun. Sie glaubten ihren Augen nicht, dass unser Kind noch am Leben war. Die Lähmungen gingen immer mehr zurück, aber er wurde apathisch und desorientiert. Wir hielten ihn die ganze Zeit fest. Auf einmal setzte er sich mit seinen letzten Kräften unerwartet hin, schaute uns liebevoll und tief in die Augen und gab jedem von uns ein langes und gefühlvolles Küsschen.

Erst viel später verstanden wir diese wunderschöne Geste. Bis dahin hofften und kämpften wir wie die Löwen um das Leben unseres Kleinen. Und er? Er schlug mit der Kraft, die er noch hatte, nach uns und hatte das Leben so satt. Wir wollten es aber nicht wahr haben, bis eines Tages unser Sohn mich mit großen Augen anschaute und in meinen Armen zu atmen aufhörte.

Ich kann nicht beschreiben, was wir durchgemacht haben, weil es keine Worte in keiner Sprache der Welt dafür gibt. Wir beatmeten unser Kind abwechselnd bis der Krankenwagen eintraf. Es dauerte eine Ewigkeit. „Zum Glück“ absolvierte ich kurz davor einen „Erste-Hilfe-Kurs am Kind“, und wusste, was zu tun war. Wir beteten unseren Sohn an, er möge anfangen, selbstständig zu atmen, aber er gehorchte uns

nicht. Zum ersten Mal in seinem kurzem Leben beschloss er etwas ohne uns und hatte nicht vor, seine Pläne für uns zu ändern. Wir versprachen ihm alles, wenn er nur zu uns zurückkommt. Er wollte aber außer seiner Ruhe nichts mehr. Die Rettungsaktion bei uns zuhause dauerte zwei Stunden lang. Unsere Freunde begleiteten uns ab diesen Moment die ganze Zeit. Ich weiß nicht, wie wir es ohne sie ausgehalten hätten. Die Notärzte hatten keinen Erfolg. Unser Schatz wurde per Hubschrauber zur einer Notoperation transportiert. Da sie mir nicht erlaubten, mitzufiegen, rasten wir mit dem Auto hinterher. Bei der Operation bohrten die Chirurgen ein Loch in sein Köpfchen, um das Wasser, das sich gebildet hatte, abzulassen, um den Druck auf das Gehirn zu nehmen.

Es folgten drei schlimme Tage des Wartens. Unser kleiner Schatz lag bewegungslos und verkabelt da und atmete nicht. Wir durften nachts nicht auf der Intensivstation bleiben, aber am Tage flehten wir unseren Sohn an, endlich aufzuwachen. Wir fragten uns verzweifelt, ob Gott gerade im Urlaub sei und er es nicht mitkriege, was bei uns gerade passiert. Im Raum nebenan saßen mehrere Eltern mit ihren Frühchen. Ich konnte ihre Fröhlichkeit nur mit Mühe ertragen. Am dritten Morgen bügelte ich zum letzten Mal die Kleider meines Sohnes, die er eigentlich zum Geburtstag seiner Freundin hätte tragen sollten. Im Krankenhaus warteten wir mit unseren Freunden auf die Ergebnisse der Abschlussuntersuchung:

„Ihr Sohn ist leider hirntot. Wir konnten nichts mehr für ihn tun. Die Medizin ist noch nicht soweit. Es ist bewundernswert, was Sie durchgemacht haben, da Sie Ihren Kleinen bei Ihnen zu Hause gepflegt haben. Die meisten Eltern geben diese Verantwortung an die Ärzte weiter. Respekt.“

Wir waren wie betäubt und hatten keine Kraft, uns zu erheben. Wir haben versagt. Wir haben verloren. Unsere Liebe reichte nicht aus. Wir waren fassungslos. Wir waren sprachlos. Wir glaubten, zu träumen. Die Krämpfe und Heulattacken schüttelten unsere Körper. Wir bestanden aus Schmerz. Wir waren der Schmerz. Wir wünschten uns nur noch eins: tot umzufallen. Während die Geräte abgeschaltet wurden, durften wir nach drei langen Tagen unser Kind endlich fest in die Arme schließen. Es war ein schönes, aber auch ein erschreckendes Gefühl. Er war so dünn geworden und gleichzeitig so schwer. Er war so leblos!!! Mein kleiner Schatz, den ich vor kurzem geboren und noch seinen ersten Schrei in den Ohren hatte, war einfach tot! Genau zwei Jahre und drei Monate lang hatte er begleitet.

Es war die schönste Zeit unseres Lebens. Ich habe ihm ins Ohr geflüstert, dass ich vor der Stille, die gleich kommen wird, eine schreckliche Angst habe und habe ihn gebeten, mir zu helfen, es durchzustehen, ohne ohnmächtig zu werden.

Das Warten darauf, bis das Herz des eigenen Kindes aufhört zu schlagen, bringt den Wunsch mit sich, anstelle seines Kindes gehen zu dürfen oder wenigstens mit-

sterben zu dürfen. Ich wollte die letzten Minuten den Herzschlag meines Sohnes genießen, aber das laute Pochen meines Herzens machte es kaum möglich. Obwohl ich seine Mutter war, bat ich ihn, mich zu beruhigen. Ich sang ihm seine Lieblingslieder und gewann dadurch etwas Ruhe. Mein Mann hielt uns die ganze Zeit fest in den Armen. Ich nahm das Zittern seines Körpers wahr. Er konnte es nicht unterdrücken. Seine einst hübschen Augen wurden auf einmal schwarz und verloren jeglichen Glanz. Der Abschied war unbeschreiblich. Ich wusch, kämmte, streichelte und zog mein Kind ein letztes Mal an. Unsere Freunde machten auf meinen Wunsch Hand und Fußabdrücke von unserem Sohn und die letzten Fotos zu dritt. An die Worte des Pfarrers erinnere ich mich nicht mehr. Dafür an den Anblick unseres Sohnes umso mehr. Er sah diesmal wirklich wie ein Engel aus. So friedlich lag er da. Zum ersten Mal hatte er es nicht eilig und wehrte sich nicht gegen den Schlaf. Ich wollte mein Kind gesund und lebendig in meiner Erinnerung behalten, deshalb verließen wir das Krankenhaus, als die Luft nach Tod zu riechen begann. Es war schrecklich, mein eigenes Kind so daliegen zu lassen und gehen zu müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir nach Hause kamen. Da wir Angst hatten, in unsere Wohnung zu gehen, wurden wir nachts von unserem Freund aufgenommen. Er tat das Richtige. Er versuchte Trost zu spenden, in dem er schwieg. Aber im Unterbewusstsein wussten wir, wir durften nicht fliehen, sondern mussten uns all dem stellen. Wir lehnten das Angebot einer Übernachtung ab und gingen nach Hause.

Die ganze Nacht saßen wir bewegungslos in der leeren Wohnung und starrten die verbliebenen Sachen unseres Sohnes an. Noch drei Tage zuvor kuschelten wir alle zusammen und heute sollte unser „Ein und Alles“ tot sein? Unglaublich! Alles war nach dem Rettungseinsatz mit Blut befleckt und roch noch nach Medikamenten, aber wir hatten keine Kraft, es wegzuwischen. Die Eisenbahn stand auf ihrem Gleis, so wie wir sie hinterlassen hatten. Der Trinkbecher war noch zur Hälfte voll. Der Wäschekorb voller Kindersachen. Wir hatten von einem Tag auf den anderen keine Pflichten und keine Verantwortung mehr. Wir standen unter Schock und waren wie gelähmt. Wir aßen nichts und wuschen uns nicht. Wir gingen nicht mehr aus der Wohnung und nicht ans Telefon. Wir saßen im Dunkeln und wollten nur sterben.

Wir verstanden Gott nicht mehr! Aber trotz der Leere und der Stille hatten wir irgendwie das Gefühl, nicht alleine zu sein. Wir hatten Angst um unseren Kleinen und beteten, dass unser Kind ohne uns nicht einsam sein muss. Und dann geschah etwas, was uns Kraft gab, weiterzumachen. Unser Schatz besuchte mich in meinem Traum und sagte zu mir:

„Mami, ich lebe doch weiter! Mir geht es gut hier und ich kann wieder laufen! Ich kann euch sehen und fühlen. Ich werde euch immer lieben und wenn eure Zeit gekommen ist, euch empfangen“.

Wir waren so dankbar und erleichtert. Seit dieser Nacht spürten wir seine Anwesenheit noch stärker als zuvor. Wir beschlossen, in unserer Wohnung weiterzuleben und nichts zu verändern. Das Kinderzimmer sollte für die zahlreichen Freunde unseres Sohnes erhalten bleiben. Wenigstens das schuldeten wir ihnen, wenn sie schon in so jungen Jahren ihren Freund verlieren mussten. Heute sind diese wunderbaren Schätze, jeder auf seine eigene Art, aus meinem Leben gar nicht mehr wegzudenken, denn ich liebe jeden Einzelnen, als wenn sie meine Eigenen wären. Das Zimmer blieb also, mit allen Möbeln und Spielsachen. Im Wohnzimmer, zur Empörung all unserer Mitmenschen, behängten wir die Wand mit zig Bildern aus der glücklichen Zeit, als wir noch eine Familie waren.

Nach der Beerdigung erwachten wir aus der Starre und trauerten. Die Tränen wollten nicht aufhören zu fließen, bis mein Sohn mich zum zweiten Mal im Traum besuchte und diesmal ermahnte: „Ihr benetzt meine Kleidung mit euren Tränen. Ich werde bald nass, wenn ihr nicht aufhört zu weinen! Ich bin doch bei euch!“ Wir hörten damit auf und versuchten, uns im Alltag ohne ein Kind zurechtzufinden. Jedes Einkaufen, jede Autofahrt, jede Mahlzeit wurde zu Qual. Wir hassten die Sonne, liebten das Graue und den Regen. Wir ertrugen kaum den Mond und jedes McDonalds-Zeichen. Da es mein Mann für wichtiger gehalten hatte, das Leben seines Sohnes zu retten, anstatt Gelder für seine Firma einzubringen, verlor er die Arbeit. Mit der hohen Spende unserer Freunde und unseren Bekannten beglichen wir die Beerdigungskosten und alle Krankenhausrechnungen. Trotz der miserablen Lage versuchten wir, neue Lebensziele zu suchen, aber wir fanden leider nur eins: Wir wollten wieder eine Familie sein. Wir suchten nicht nach einem Ersatz. Wir wollten ein Kind, welches wir wieder lieben könnten, nicht nur in Gedanken, sondern auch physisch. Zum vierten Mal innerhalb von fünf Jahren wurde ich schwanger. Unser verstorbener Sohn wünschte sich immer ein Geschwisterchen, aber ob er jetzt wohl doch nicht eifersüchtig würde? Wir hatten gegenüber unserem Großen erst ein schlechtes Gewissen, aber dann beruhigten wir uns, denn Gott würde doch nichts tun, was unseren Sohn unglücklich machen würde, oder?

Trotz der Tragödie waren wir guter Hoffnung, die schon drei Monate später mit einer Ausschabung zunichte gemacht wurde. Unser viertes Kind verließ uns und ging „heim“. Der gleiche Arzt konnte diesmal zu der gleichen Frau nicht das Gleiche sagen: „Seien Sie froh, dass Sie zu Hause noch jemanden zum Kuscheln haben. Viele Frauen haben das Glück gar nicht.“ Diesmal zählte ich zu den Vielen! Wir ließen alle nur möglichen Untersuchungen über uns ergehen. Der Befund lautete: „Sie sind beide kerngesund und können theoretisch eine Fußballmannschaft haben.“ Aber mit der letzten Ausschabung starb alles in uns. Es war eine sehr schlimme Zeit. Mein Mann hatte sich von einem Optimisten zu einem Pessimisten entwickelt und lebte in einer

Welt der Gleichgültigkeit und des Aufgebens. Der Schmerz, der ihn ausfüllte, war so enorm, dass es kaum noch Platz für mich und meine Trauer gab. Ich konnte mich zum ersten Mal in meinem Leben nicht mehr auf meinen Mann verlassen. Irgendwann erdrückte er mich mit seinen Depressionen und seiner Passivität. Er war auf einmal der Schwächere von uns beiden, was mir eine unheimliche Angst machte. Er gab mir statt Halt nur Unsicherheit. Wir gingen mit unserer Trauer verschieden um.

Ich musste aus der Wohnung raus, zu den Menschen, die uns nah standen und redete mir alles von der Seele, sprach über meinen Schmerz und die Trauer. Obwohl mich solche Treffen auch eine Menge Kraft kosteten und ich mit meinen Tränen kämpfte, versuchte ich, den Kontakt zu den Freunden meines Sohnes nicht zu verlieren. Mein Mann wiederum wollte die Wohnung nicht verlassen und auch keinen sehen, weder einen Erwachsenen noch ein Kind. Er ertrug keinen außer mir in seiner Nähe. Die Aussichtslosigkeit und die Verzweiflung waren für ihn so schlimm, dass er die Tage verschlief. Da ich Schlafprobleme hatte, saß ich nächte- und tagelang beinahe allein da.

Der Mann, der mir immer Zuversicht, Geborgenheit und Kraft gab, war auf einmal nicht mehr da. Ich fühlte mich allein. Die Monate vergingen, und sein Verhalten veränderte sich in keiner Weise. Ich wollte ihm helfen, aber ich war zu schwach. Sobald ich mich einigermaßen von den Knien erhob, riss er mich schlagartig wieder zum Boden. Ich war so hilflos und suchte Trost außer Haus. Die Kraft, die ich da bekam, versuchte ich mit meinem Mann zu teilen, aber es reichte nicht für uns beide aus. Da weder Bitten noch Drohen etwas nutzen, musste ich etwas unternehmen. Ich motivierte ihn, eine neue Arbeitsstelle zu suchen. Weil ich damit keinen Erfolg hatte, besuchte ich zuerst einen monatelangen Weiterbildungskurs. Es war sehr schwer für mich, unter diesen Umständen zu lernen, aber mit der Unterstützung von liebevollen Menschen bestand ich alle Prüfungen und schaffte es bis zu Ende. Die Tatsache, dass mein Mann mir nicht zeigte, dass er stolz auf mich war, verletzte mich sehr. Er verschlief weiter sein und mein Leben. Erst nach vielen Auseinandersetzungen unternahm er die ersten Schritte zurück in die Arbeitswelt. Da es nicht auf Anhieb klappte und er auch schmerzhaft Erfahrungen machen musste, stellte er die Suche wieder ein.

Die Tage ohne unseren Sohn vergingen sehr langsam. Im Alltag wussten wir nichts miteinander anzufangen. Wir waren frei, hatten immer Zeit und keine Pflichten. Die Leere in der Wohnung machte uns wahnsinnig. Und wieder sortierten wir unsere Lebensziele neu. Diesmal war eins von vorne rein klar: keine Kinder! Wir mussten erst lernen alleine zu leben und uns unserer Trauer zu stellen. Wir versuchten es, so gut es nur ging. Wir wählten zusätzlich ein Hobby und machten es zusammen. Dadurch waren wir stundenlang außer Haus. Es war gut. Wir verbrachten unsere

Zeit mit Leuten die in unserem Alter waren und noch keine Kinder hatten. Es war eine Flucht, aber es war zu diesem Zeitpunkt einfacher für uns. Wir vergruben uns in künstlichen Pflichten. Ich besuchte eine Sprachschule. Wir machten eine Diät und trieben Sport. Wir legten uns unters Solarium, kleideten uns anders und kauften ein neues Auto. Mein Mann fand eine Arbeit, in welcher er heute sehr erfolgreich ist. Wir dachten, dass, wenn wir etwas für unsere Seelen, für unsere Körper und unseren Geist tun würden, der Schmerz über den Verlust verschwinden würde.

Wir irrten uns, es wurde ein bisschen erträglicher, weil wir ständig abgelenkt waren und nicht mehr so präsent. Wir hatten versucht es zu verdrängen, aber der Schmerz war immer da und unsere Vergangenheit holte uns bei jedem: „Und ihr? Habt ihr Kinder?“ aufs Neue ein.

Wir besuchten einen Psychologen, der uns schon nach der ersten Sitzung als „geheilt“ eingestuft hat. Er war begeistert. Wir gingen doch unter die Leute, redeten über unseren Schmerz, taten Gutes an unseren Körpern, ich lernte eine neue Sprache, mein Mann hatte Arbeit und wir unterstützten uns gegenseitig. Was will man unter diesen Umständen noch mehr? Es war alles perfekt, aber nur für den Arzt. Wir verstanden uns nämlich immer weniger. Mein Mann war depressiv und ich ertrug es nicht mehr. Ich ging dann zu unseren Freunden und spielte mit deren Kindern. Er warf mir vor, immer für die Anderen da zu sein, nur nicht für ihn. Dann saß ich wiederum zu Hause und er wollte weg, aber nicht zu Freunden, was ich ihm zum Vorwurf machte, sondern zu Fremden, die keine Kinder hatten. Ich hatte von dem Trubel und dem schon über ein Jahr andauernden, gesellschaftlich leerem Leben, genug. Ich wollte wieder zur Ruhe kommen und mich auf uns konzentrieren. Unsere Wege gingen irgendwann so weit auseinander, dass wir vieles getrennt unternahmen. Jeder versuchte einfach seinen Tag auf seine Weise herumzukriegen, ohne auf die Bedürfnisse des Ehepartners zu achten. Wir lebten uns immer mehr auseinander und stritten immer mehr miteinander. Eines Tages stellten wir fest, dass wir außer einer gemeinsamen Vergangenheit nichts mehr gemeinsames hatten. Wir lebten nicht mehr miteinander, sondern nur noch nebeneinander.

Wir starteten mehrere Versuche, um das was noch übrig geblieben war zu retten, schafften es aber nicht. Es gab auf der einen Seite zu wenig gegenseitiges Verständnis und auf der anderen zu große Erwartungen dem anderen gegenüber. Das war unser Untergang. Wir suchten Trost und Hilfe bei unserem verstorbenem Kind. Vergeblich, es schwieg. Wir fragten Gott, was das jetzt soll? Er schwieg auch. Wir drehten uns im Kreis und kamen nicht mehr raus. Ich saß allein zu Hause, während mein Mann unserem gemeinsamen Hobby ohne mich nachging. Ich wünschte mir wieder eine Familie, er konnte sich das unter diesen Umständen gar nicht vorstellen. Wir stritten nur noch und bekämpften uns gegenseitig. Unser Sohn war seit über zwei Jahren

nicht mehr bei uns und ich dachte, wir hätten das Schlimmste hinter uns, aber ich irrte mich. Nach vierzehn gemeinsamen Jahren trennten wir uns eines schweren Herzens voneinander.

Seit drei Monaten leben wir in getrennten Wohnungen, die in verschiedenen Städten liegen. Wir sind nicht böse aufeinander, sondern haben uns unserem Schicksal ergeben.

Wie ich Dich schon am Anfang meines Berichtes gewarnt habe, gibt es kein „Happy End“. Meine Tage vergehen langsam. Ich gehe meiner Arbeit nach und mache Sport. Ich besuche weiter unsere Freunde und spiele mit deren Kindern. Trotz all dem fühle ich mich einsam, weil ich alles, was ich einst von ganzem Herzen liebte, verlor. Meine Familie!

Hätte ich ein Wunsch frei, wünschte ich mir, wieder glücklich sein zu dürfen. Ich wünschte mir eine große Familie, mit einem Mann, der mich über alles liebt, so wie ich bin, mit meinen Schwächen und mit meinen Stärken. Ich möchte ihn und unsere Kinder lieben, für sie zu leben und durch sie wieder das Lachen erlernen. Ich lege meine Bitte in Gottes Hände und hoffe, dass dein und mein Leben irgendwann einmal wieder lebenswerter sein wird. Einen lieben Dank dafür, dass Du mich begleitet und durch Deine stille Anwesenheit beim Schreiben unterstützt hast. Ich wünsche Dir viel Kraft und viele liebe Menschen um Dich herum in deiner Trauerzeit. Lass Dir Zeit zum Trauern, weil:

„Zeit ist keine Schnellstraße zwischen Wiege und Grab, sondern Platz zum Parken an der Sonne“!

Für Melvin:

823 Tage mit Dir

und

1000 Tage ohne Dich ...

... Du fehlst uns

unendlich, Mimi!

In ewiger Liebe

deine Mami und dein Papi